

Simoné Goldschmidt-Lechner: Safer Space Workshop für BIPOC [AUSZUG]

[Anmerkung: Wenn die Materialien für eigene Zwecke verwendet werden bitte entsprechend zitieren]

1. Was ist ein Safer Space?

„Ein „Safe Space“ dient dazu, dass sich Betroffene, die sich hierhin zurückziehen, über ihre Erfahrungen austauschen. Eine andere Bezeichnung für „Safe Space“ ist „positive Space“.
(<https://www.bedeutungonline.de/safe-space/>)

„Safer Space“ statt „Safe Space“ zu sagen bedeutet die Tatsache, dass ein vollkommener *safe space* in dem Sinne nicht möglich ist – individuelle Ängste, Unsicherheiten etc. können nur bedingt aufgefangen werden – anzuerkennen. Auch im Sinne intersektionaler Diskriminierungsstrukturen ist es so, dass ich als Organisatorin nicht alles abdecken kann. Unwillkürlich setze ich also einen Fokus, hier auf einen BIPOC Safer Space, und gleichzeitig einigen wir uns gemeinsam auf Guidelines, damit dies möglichst ein sicherer Schutzraum für alle sein kann.

2. Warum ein Safer Space für BIPOC?

Als *Black* und *Indigenous people* und *Persons of Color* erfahren wir eine spezielle Art der Diskriminierung, die strukturell, global und nachhaltig fortwirkt. Das heißt, weiße Personen können *allies* sein, aber es besteht ein strukturelles Ungleichgewicht zwischen BIPOC Personen und weißen Personen, das immer vorhanden ist. Dies führt zu einer ständigen Anspannung von BIPOC-Personen in mehrheitlich weißen Räumen, bzw. kann zu einer solchen ständigen Anspannung führen. In einem *safer space*, in dem nur BIPOC Personen anwesend sind, besteht diese Ungleichheit nicht (was nicht bedeutet, dass es nicht andere Formen von Ungleichheit geben kann, siehe *Colorism*). Deswegen ist ein *safer space* für BIPOC notwendig, um sich in Bezug auf die Existenz als BIPOC-Person frei ausdrücken zu können, ohne sich selbst ständig „von außen“, mit „postkolonialer Brille“ mitzubeobachten (siehe Du Bois: *double consciousness*).

3. Warum nicht Empowerment Workshop?

Empowerment setzt oftmals eine Auseinandersetzung mit traumatischen Erfahrungen voraus. Daraus kann eine hohe psychische und emotionale Belastung entstehen, die in kurzer Zeit nicht aufzufangen ist. Ein Safer Space-Workshop hat aber selbstverständlich trotzdem das Potential, empowernd zu sein.

4. Wie wir dafür sorgen können, dass dieser Raum *safer* wird: Guidelines

- Das Gesagte ernst nehmen
- Ausreden lassen, Zuhören
- Verständnisfragen stellen **JA**, Infrage stellen **NEIN**
- **Keine diskriminierende Sprache**
- **kein Sexismus, keine Queerfeindlichkeit, keine Transfeindlichkeit, keine Islamfeindlichkeit, kein Rassismus, kein Colorismus, kein Klassismus, kein Ableismus, keine Altersdiskriminierung**
- **Für diesen Workshop im Speziellen: Jede*r kann das Geschriebene am Schluss vortragen, keine*r muss.**

5. Textauszug (Gayle et al. 2013: 2):

Making a Safe Space for Difficult Dialogues

Much discussion surrounds the type of educational environment that is most conducive for student learning. One aspect of good teaching is creating a classroom where there is volatility and vulnerability (Henry, 1994) and where dominant ideologies are challenged (Mayo, 2002). Jehangir (2012) believes that a learning community is often a process of tension as students wrestle with and through "new concepts and challenging social issues at a cognitive level, while they also experience them affectively, either internally or externally" (p. 3). One strategy for managing these discussions involves creating safe spaces for difficult dialogues or emotional exchanges (Boostrom, 1998; Hackford-Peer, 2010; Mayo, 2010; Stengel & Weems, 2010).

On a foundational level, a safe place requires physical safety, a learning environment free from violence that allows educational experiences (Goldstein, 2005). Beyond physical violence and verbal threats, a safe place can refer to inclusive groups of learners, students who may be underrepresented based upon race, sexuality, religion, nationality, or ideology. African American students, for example, report greater vulnerability in predominantly white universities (Sedlacek, 1999), yet experience a stronger sense belonging in the classroom when engaged in class activities and discussions (Booker, 2007). Instructors are in a position to create safe places for many underrepresented groups, including LGBTQ students (Davidson, 2006). By sanctioning physical and verbal harassment (Fetner, Elafros, Brtolin, & Dreschler, 2012; Fox, 2007), instructors can create a safe environment for LGBTQ students to express their views and perspectives in the classroom (Gates, 2011).

The goal of an academic safe place is to create an "inclusive and effective learning environment in which opportunities for complex cognitive, intrapersonal, and interpersonal development exists for *all* students" (Baxter Magdola, 2000, p. 94). This kind of classroom develops structures that promote dialogue (Littlejohn & Domenici, 2001), inclusion (Boostrom, 1998), and respect (Adams, 1997). The safe space is an educational metaphor for designing classrooms that address difficult or tension-filled learning encounters (Boostrom, 1998, Holly & Stiener, 2005; Mayo, 2010). Students can learn and flourish in

this environment because they feel empowered to take risks by expressing their unique insights and disagreeing with others' point of view (Boostrom, 1998; Holly & Stiener, 2005). A safe space does not guarantee that students will grapple with opposing views or interrogate perspectives through the "friction of dialogue" (Boostrom, 1998, p. 407). While safety alone may not be sufficient to promote deep understanding and high-order reasoning, it may be a necessary condition for learning in difficult dialogues.

Quellen:

Gayle, B. M., Cortez, D. & Preiss, R. W. 2013. "Safe Spaces, Difficult Dialogues, and Critical Thinking." *International Journal for the Scholarship of Teaching and Learning* 7 (2): 1-8.

Definition Safe Space: <https://www.bedeutungonline.de/safe-space/>

Eine Liste mit weiteren Links zum Thema „Safer Space“ schicken ich euch auf Wunsch gerne zu!

Textwerkstatt Safer Space

Gedicht, Tagebucheintrag, Artikel, Geschichte – auch graphisches Erzählen, Malen und Basteln sind möglich. Textproduktion kann auch eine Auflistung sein: an selbst bestärkenden Statements, an Dingen, die man sich vornimmt, oder einfach Beobachtungen.

Textbeispiele:

„Es fällt den meisten Menschen ungeheuer schwer, mich "ethnisch" einzuordnen. Das trifft auf weiße und nicht-weiße Personen zu, auf Menschen die mich aus der Mehrheit ausgrenzen wollen und auf Menschen, die mich einer bestimmten Minderheit - vielleicht der, mit der sie sich selbst identifizieren - zuordnen wollen. Die Tatsache, dass mein Teint und mein Haar keinen richtigen Aufschluss über meine ethnische Herkunft geben, stört sie ungemein. Sie wollen unbedingt wissen, wo ich "wirklich" herkomme und "was" ich eigentlich bin. Aber wenn ich ihnen eine Antwort darauf gebe, dann passt ihnen das auch nicht.

"So siehst du aber wirklich nicht aus," sagen sie dann, oder, "Nein, echt? Das glaub ich jetzt nicht, die Leute, die ich von da kenne sehen ganz anders aus."

*Es geht sicherlich vielen Personen so, die einen weißen und einen nicht-weißen Elternteil haben und/oder deren Aussehen frecher Weise nicht eindeutig kategorisierbar ist. In vielerlei Hinsicht habe ich es ziemlich gut, denn manchmal komme ich als weiß durch und keine*r stellt Fragen. Mein Name ist deutsch; auf dem Papier kann ich also maximal in Bezug auf Gender diskriminiert werden. Mein Deutschsein auf dem Papier macht es mir im Gegenzug zwar schwerer, Menschen von meiner Mehrsprachigkeit zu überzeugen, aber das ist um ehrlich zu sein ein ziemliches Luxusproblem. Denn wenn ich als weiß und deutsch durchkomme, habe ich selbstverständlich als in Deutschland lebende Person automatisch mehr Privilegien. Meistens ist das im Winter der Fall. Im Sommer bin ich also öfter weniger privilegiert, weil ich den Passing-Test nicht (mehr) oft bestehe.*

Aber auch dann, wenn ich im Sommer öfter als nicht-weiße Person gelte, gelte ich auf keinen Fall als Schwarze Person. Teil meiner Identität ist allerdings auch afrikanisch, und ein Teil meiner Herkunft ist Schwarz. Manchmal möchte ich mich über Schwarze Körper unterhalten, über den Umgang mit Schwarzen

*Körpern, denn mein Körper weist viele Charakteristiken auf, die dem Schwarzsein zugeordnet werden. Ich interessiere mich dafür, wieso diese Charakteristiken auf meinem nicht-Schwarzen Körper als teilweise positiver und teilweise negativer wahrgenommen werden als auf einem Schwarzen Körper, und wie ich diesen Teil meiner Herkunft werten kann und soll und sollte, und wie die Hälfte meiner nicht-weißen, aber nicht-Schwarzen Herkunft. Wenn ich auf Lesungen gehe, stelle ich dazu Fragen. Weiße, linkspolitische Autor*innen, die mich als nicht-Schwarz wahrnehmen, werten meine Fragen, die zum Teil auf genuinen Erfahrungen beruhen, als privilegierte Außenansichten einer weißen Person ab. Bekannte von Bekannten belächeln mich und sagen, teils im selben Atemzug mit der Aussage, dass sie Schwarze Personen als weniger attraktiv empfinden, dass mich das nicht betreffe, weil ich ja nicht Schwarz sei. Und natürlich bin ich nicht Schwarz. Ich identifiziere mich auch nicht so. Und ich kann auf einer Lesung nicht in zwei Minuten erklären, warum ich ein berechtigtes Interesse an bestimmten Fragestellungen haben könnte. Nicht zuordenbare „Mischidentitäten“ sind nicht Teil des Diskurses. [...]” – Simoné (angepasste Groß- und Kleinschreibung, angepasste Notation)*

Wir wollen eine möglichst positive, als Selbstermächtigung und sicher wahrgenommene Schreiberfahrung erreichen.

Das kann heißen, die eigene Identität als BIPOC aufzuschreiben, sich damit auseinanderzusetzen, muss es aber nicht. Am Ende tragen diejenigen, die wollen, den anderen vor, was sie geschrieben haben.

Wir beginnen mit einer Schreibübung:

Mache eine positive Beobachtung in dem Raum, in dem du dich befindest. Das kann sich auf Erinnertes, Vergangenes, Imaginiertes beziehen oder auf Beobachtbares.